

62. Gesprächsstile

1. Einführung
2. Theorien, Begriffe und Methoden zur Beschreibung von Gesprächsstilen
3. Zur Variation von Gesprächsstilen
4. Das Aufeinanderprallen unterschiedlicher Gesprächsstile
5. Funktionen von Gesprächsstilen
6. Literatur (in Auswahl)

Abstract

„Conversational style“ is not a fixed term. Thus, Chapter 2 provides an overview of concepts, theories and methods suited for the comprehensive study of conversational styles (e. g. face work, contextualization, code switching, speaker involvement, social styles of speaking, bricolage, the categories of conversational analysis). Combining methods of the ethnography of communication and of conversational analysis enables both a comprehensive description and proper explanation of such processes. This is illustrated by examples taken from individual ethnographic publications and the Birmingham Centre for Cultural Studies.

Chapter 3 presents style differences referring to various ethnic groups (Aborigines in Australia, Black cultures in USA, Jewish communities) and to different social strata (the Mannheim project „Communication in Big Cities“, youth groups in Germany, a female group of immigrants in Mannheim). Moreover, the article contrasts the communicative behavior of human beings in similar communicative settings, e. g. Germans vs. Finns, Americans, Japanese and Chinese people.

Furthermore, clear evidence is provided for the fact that some styles relate to specific professional groups (e. g. psychoanalysts, teachers, policemen), to gender and to the degree speakers focus on their conversation partner.

Finally, the article considers style clashes in connection with (social) functions. According to a holistic approach, studies that focus on conversational styles should not only consider the categories of sociolinguistics (cultural values of varieties and languages, and the relevance of genres), conversational activities (turn-taking, participant roles), and attitudes (direct vs. indirect, friendly vs. aggressive), but also face management (face saving vs. face threatening routines), the potential of emotions and their interactive treatment, as well as esthetic devices.

1. Einführung

In Jurek Beckers Roman „Jakob der Lügner“ entspinnt sich zwischen Leonard Schmidt, einem in ein polnisches Ghetto verschleppten deutschen Juden, und dem polnischen Juden Jakob Heym folgender Dialog:

„Was mag das für ein Waggon gewesen sein?“ fragt Schmidt.

„Was weiß ich“, sagt Jakob.

„Dabei kann Herr Schtamm noch vor Glück reden, daß er nichts abgekrigelt hat. In der Tat befahl ja der Posten am Morgen, daß wir uns um diesen Waggon nicht kümmern sollen. Sie haben es doch sicherlich auch gehört?“

„Ja, ja“.

„Wozu geht er also hin?“

„Du liebe Güte, woher soll ich das wissen!“

Schmidt hat kein Gefühl dafür, wann ein Gespräch zu Ende ist. [...]

„Glauben Sie, daß es stimmt?“ fragt Schmidt.

„Daß was stimmt?“

„Das mit den Stimmen?“

„Stellen Sie doch nicht solche Fragen. Denken Sie, Herschel Schtamm will sich wichtig machen?“

„Aber wer kann denn in dem Wagen sein?“

„Wer schon?“

Schmidts Mund öffnet sich, ihm kommt jetzt erst ein furchtbarer Verdacht, er haucht: „Sie meinen...“

„Ja, ich meine!“

„Sie meinen, jetzt schicken sie noch welche in die Lager?“

So ist es leider, Schmidt kennt sich nicht aus im Spiel der Andeutungen, wie gewisse Dinge nicht erwähnt werden und doch gesagt sind, er wird sich nie auskennen, im Herzen ist er ein für allemal ein Fremder. Ihm muß alles plump und deutlich ausgesprochen sein.

(Jurek Becker, „Jakob der Lügner“, S. 134–136).

Ein anderes Verhalten im Gespräch, als man es gewohnt ist, fällt auf. Hier – aus der Perspektive der polnischen Juden – das ständige Nachfragen von Seiten Schmidts und dessen Beharren auf Explizitheit bei Dingen, über die man lieber schweigt.

Das Wort „Gesprächsstil“ ist kein fester, in der Gesprächsforschung eingeführter Begriff. Frühere Verwendungen meinten damit bestimmte Aspekte von Dialogen, z. B. ihre Modalität (ernsthaft, scherzhaft, ironisch) oder die Realisierung von Äußerungen, Sprechakten und Redebeiträgen. Wenn man unter *Stil* die Art und Weise einer Handlungsdurchführung versteht und von einem holistischen Stilbegriff ausgeht, dann ist es sinnvoll, unter *Gesprächsstil* die Art und Weise zu verstehen, in der Individuen oder Gruppen Gespräche insgesamt und die damit notwendig verbundenen Aufgaben (die Gesprächsorganisation, die Beteiligtenrollen, die Themenauswahl und –abgrenzung, sprachliche Handlungen, die Modalität, die Beziehungsgestaltung) in einer ähnlichen Weise realisieren und wie dies auch Gesprächsteilnehmer oder Beobachter interpretieren können. *Gesprächsstil* bedeutet dann nicht (nur) die Wahl einer sprachlichen Varietät, wie der Stilbegriff oft in korrelativen sozio- oder psycholinguistischen Forschungszweigen verstanden wurde (William Labovs Stile der Aufmerksamkeit zwischen „casual speech“ und Vorlesen von Wortlisten). Auch Untersuchungen darüber, wie sich Sprecher an ihre Adressaten anpassen (Communication Accomodation Theory; Überblick bei Schilling-Estes 2002, 378 ff.), fokussieren mehr die Sprachvarietät und die Lexik als das Gesprächsverhalten.

Gesprächsstile muss man auch von monologischen Sprechweisen abgrenzen, z. B. von beruflichen oder medialen Sprechstilen (von Politikern, Professorinnen, Predigern, Disc-Jockeys, Fußballtrainern etc.) und auch von vornehmlich monologischen Kommunikationstypen (Erzählungen, Witzen, Sketchen). Die Forschung der letzten beiden Jahrzehnte hat sich – oft im Zusammenhang mit dem Phänomen des Variantenwechsels – intensiv mit dem Stilwechsel beim Sprechen beschäftigt und dabei hauptsächlich formelle vs. informelle Stile untersucht (Selting 1983; 1989; 1997; Cook-Gumperz/Gumperz 1994;

Betten 2003). Darstellungen zu Gesprächsstilen hinsichtlich mehrerer konstitutiver Aspekte von Gesprächen gibt es weit weniger (Keim 1995; 2007; Schwitalla 1995). Zu den spezifischen Untersuchungsobjekten einer Gesprächsstilanalyse gehören mehrere Fragen: Wie werden Gespräche und thematische Abschnitte begonnen und beendet? Welche Beteiligungsrollen gibt es überhaupt und welche Konsequenzen hat dies für das gesamte Gespräch? Wie ist der Sprecherwechsel geregelt und wieviel Wert wird darauf gelegt, dass nur eine Person zur gleichen Zeit spricht? Welche Modalitäten, welche Interaktionstypen und welche Gefühlsdemonstrationen werden bevorzugt? Wie direkt bzw. indirekt werden dialogische Sprechakte ausgedrückt? Am nächsten kommen einem solchen Begriff von *Gesprächstil* die Begriffe *Kontextualisierung* (Gumperz 1982, 130 ff.; vgl. 2.1.; 5.; Art. 69) und *soziale Stile der Kommunikation* (Kallmeyer 1995a, 4 ff.; Kallmeyer/Keim 2003, 37 ff.; 50 ff.; Keim 2007, 214 ff.). Seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts werden Gespräche immer öfter unter dem Aspekt ihres Stils beschrieben. Inzwischen gibt es von Betten (2001) eine zusammenfassende Darstellung, die viele Gemeinsamkeiten mit der hier vorliegenden hat.

2. Theorien, Begriffe und Methoden zur Beschreibung von Gesprächsstilen

2.1. Ethnografie des Sprechens

Wichtige Anregungen kamen von Dell Hymes und John Gumperz. Beide haben die sprachliche Kommunikation außerhalb ihrer eigenen Gesellschaft studiert. Hymes (1977, 35) klassifiziert Sprachgemeinschaften nach den Kriterien der *Qualität* (er zitiert dabei Platon, der in den „Gesetzen“ (641e) sagt, die Athener seien redeliebend und -lustig, die Spartaner wortkarg, die Kreter witzig) und nach der *Quantität*, z. B. wortreich (für den Indianerstamm der Bella Coola) vs. zurückhaltend (für die Aritama in Kolumbien) vs. schweigsam (für die Paliyan in Südindien); er klassifiziert weiter nach geschlechtsspezifischen Beteiligungsmöglichkeiten, nach Situationen, kulturellem Wissen und dem sprachlichen Stil selbst, z. B. elaboriert/ausgedehnt (weiße Mehrheit in Nordamerika) vs. zurückhaltend/sparsam (Yokuts in Kalifornien; ebd., 35 ff.). Sehr oft sind es zwei- oder dreifache Gegenüberstellungen, an denen soziale Stile und auch innerkulturelle Stilwechsel aufgezeigt werden, am häufigsten die Opposition zwischen formell und informell, aber auch zwischen machtvoll vs. unterwürfig, vornehm zurückhaltend vs. aufdringlich laut, rhetorisch geschickt vs. plump etc. (eine Aufstellung bei Morgan 2002, 43).

Gumperz, der seine ethnografischen Forschungen zuerst in einem großen Dorf in Indien in den 50er Jahren gemacht hatte, gelang der Nachweis, dass es nicht die wichtigsten sozialen Kategorien (in Indien das Kastensystem), sondern Netzwerke gemeinsamer Kontakte und kommunikativer Anlässe waren, die sowohl unterschiedliche dialektale Varietäten als auch unterschiedliche Sprechweisen hervorbrachten (aus der Retrospektive: Gumperz 1994, 617 ff.). Ein weiterer wichtiger Anstoß war die Entdeckung des „metaphorischen Codewechsels“, d. h. eines Varietätenwechsels innerhalb derselben Situation und mit denselben Beteiligten, aber mit metonymischen Konnotationen der Varietät, in die man wechselt (Blom/Gumperz 1972; aus der Retrospektive: Gumperz 1994, 623). Damit war der Grund gelegt für Analysen von stilistischen Bedeutungen, die einen

Teil des Gesprächs als formell vs. informell oder als pathetisch vs. ernst vs. scherzhaft interpretieren lassen und zu denen Gumperz selbst wesentlich beitrug (Gumperz 1982, 30 ff.; 48 ff.; 59 ff.). Beide, Hymes und Gumperz, haben darauf hingewiesen, dass man in den verbalen Äußerungen Anhaltspunkte dafür auffinden müsse, mit denen die Beteiligten die Situation, in der sie sich befinden, jeweils neu definieren (Hymes 1982, 178).

Eine frühe Darstellung, wie unterschiedliche Weisen des Sprechens in der dialogischen Wirklichkeit funktionieren, hatte Judith Irvine (1974) vorgelegt. Sie beschrieb detailliert an Gesprächsausschnitten, wie die Wolof in Senegal bei der Begrüßung durch Folgen von Fragen ihren Status herabstufen und dadurch den Statushöheren zu materiellen Gegenleistungen verpflichten können. Wichtiger für die Theorie der sozialen Stile des Sprechens aber war die Beschreibung der Sprechweisen der obersten Kaste der „nobles“ („gээр“) und der sehr niedrigen Kaste der „griots“ („gewel“). Beide sind einander polar entgegengesetzt: Die Nobles sprechen überhaupt wenig, mit tiefer Stimme, langsam, nuschelnd, die Sätze oft nicht zu Ende führend. Die Griots sprechen dagegen mit hoher Stimme, sehr schnell, scharf artikulierend, emotional, mit rhetorisch-ästhetischer Elaboration. Die Stile betreffen also mehrere linguistische Ebenen (Irvine 1974, 183 ff.; 1990, 135 ff.) und Aspekte von Verhaltensweisen. Höhere Kasten tendieren dazu, wenig zu sagen und ihre Anliegen oder Entscheidungen durch Mittelsmänner bekannt zu geben (Irvine 1990, 144 ff.).

Eine weitere wichtige Anregung für die Forschung war die Tatsache, dass diese Stile nicht an soziale Kategorien gebunden waren, sondern dass sich auch die Mitglieder anderer Kasten ihrer Merkmale in einer weniger starken Ausprägung oder in Form einer Mischung, sozusagen als einer Ressource, bedienen konnten, um sich in der aktuellen Interaktion wie ein Griot oder ein Noble zu verhalten. Dadurch konnten sie den eigenen Status und die Beziehung zum Adressaten definieren oder auch typische kastengebundene Sprechhandlungen wie das Bitten überhaupt realisieren (Irvine 1974, 185; 1990, 149 ff.; 2001, 38). Die beiden Sprech- und Kommunikationsstile sind aufeinander bezogen und im Kontrast zueinander geformt. Ähnliche oppositive Strukturen wurden in vielen anderen Stiluntersuchungen bestätigt, besonders bei Jugendlichen. Der Griot-Stil erinnert außerdem in manchen Eigenschaften an den *High-involvement*-Stil, den Deborah Tannen (1984) bei jüdischen Sprechern aus New York beschrieben hat und der inzwischen in vielen Studien als *High-involment*-Verhalten einem *Low-involvement*-Verhalten gegenübergestellt wird (vgl. 3.1.).

Eine der bis heute faszinierendsten Studien ist Elinor Keenans (1974) Aufsatz „Norm-makers, Norm-breakers“, in dem sie zeigte, wie Frauen und Männer in einem Dorf auf Madagaskar diametral entgegengesetzten Sprechweisen folgen. Die Männer vertreten den idealen Stil der Indirektheit; sie meiden konfrontative Situationen, zeigen keinen Ärger, äußern Dissens und Kritik, wenn überhaupt, nur in Anspielungen, nach langen Komplimenten und rhetorischen Ausschmückungen (ein Beispiel ebd., 129). Genau gegensätzlich dazu verhalten sich die Frauen, die auch in viel engerem Kontakt miteinander leben als die Männer. Sie äußern Kritik direkt und laut; sie fragen Fremde unumwunden etwas; sie handeln den Preis für Waren aus etc. Entsprechende Verhaltensweisen wird man für die Durchführung von Dialogen annehmen dürfen. Ähnlich große Unterschiede beschrieb Karl Reisman (1974) für die Bewohner von Antigua: Während man in europäischen Kulturen („höflich“) darauf warten muss, um an einem Gespräch Anderer teilnehmen zu können, kann man in Antigua einfach drauflossprechen und das, was man sagen will, wiederholend einwerfen. Man wird in den Gesprächskreis aufgenommen, wenn das

Thema die anderen interessiert. Regeln gegen Unterbrechungen und Parallelsprechen, wie wir es in den weißen Kulturen Europas und beider Amerikas kennen, gibt es dort nicht: Lautes, überlappendes Aufeinander-Einsprechen ist nichts Ungewöhnliches und wird allenfalls in offiziellen Situationen abgewehrt. Niemand rechnet mit mitleidigen Reaktionen, wenn man Schwäche zeigt, eher mit Frotzeln. Die Kultur fördert ein auftrumpfendes, sich selbst rühmendes Verhalten. Streitpunkte werden nicht nach einem argumentativen Schema entwickelt, sondern jede Partei wiederholt ihren Standpunkt, bis die andere nachgibt (ebd., 121).

Ein dritter Aspekt der frühen Ethnografie war die Beschreibung sozial gebundener Sprechakte und dialogischer Aktivitätstypen, wie sie besonders in der Kultur der Schwarzen in den USA untersucht wurden: z. B. das aggressive „playing the dozens“, Runden von „rituellen Beschimpfungen“ und anderer Gesprächstypen (vgl. 3.1.). Ein frühes Beispiel dafür ist Claudia Mitchell-Kernans (1972) Arbeit über das „signifying“, ein anspielendes Sprechen, mit dem man andere aufziehen oder kritisieren kann, und über das „marking“ (von engl. *mocking*), mit dem man prosodisch übertreibend in der Art anderer Personen oder Gruppen spricht, um sie bloßzustellen oder um selbst in eine andere Rolle zu schlüpfen (ein Beispiel bei Gumperz 1982, 30 ff.). Reagieren Adressaten von signifying in angemessener Weise, so können daraus längere Sequenzen werden, in denen sich die Sprecher in höchst artifizierlicher Weise aufziehen, was von den Zuhörern mit Lachen kommentiert wird. Mitchell-Kernan gibt eine Analyse eines solchen Gesprächs zwischen einer jungen Frau und einem jungen Mann (ebd., 170 ff.), und sie weist darauf hin, dass die unterschwellige Mitteilung, dass es sich um ein spielerisches, kompetitives, aber nicht gesichtsverletzendes Geplänkel handelt, durch verbale und nonverbale Hinweise (*cues*) bewerkstelligt wird (im beschriebenen Fall durch die Kombination von wissenschaftlicher Lexik mit der Syntax des Black English und einem anzüglichen Lächeln). Beobachtungen dieser Art wurden von Jenny Cook-Gumperz und John Gumperz zur Kontextualisierungstheorie ausgebaut, einer Theorie die bis heute enormen Einfluss auf das Verständnis von Sprechstilen hat.

Die relativ wenigen ethnografischen Darstellungen, die nicht nur rituelle, meist monologische Interaktionstypen, sondern auch das normale Gespräch im Alltag mit Tonband aufgenommen und beschrieben haben (z. B. Sherzer 1983; Moerman 1988), haben zentrale, jeweils abzufragende Gesprächseigenschaften ans Licht gebracht, nach denen sich die Kulturen sehr unterscheiden. Dazu gehört die Frage, ob die Redebeiträge fein säuberlich abgetrennt sind (vielleicht zusätzlich durch Partikeln am Anfang und Ende oder durch Pausen markiert: Scollon/Scollon 1981, 25; Sherzer 1983, 161 f.), ob alle durcheinander sprechen (wie häufig in der Karibik: Reisman 1974) oder ob das individuelle Rederecht in der Weise, wie man es im Westen gewohnt ist, gar nicht existiert (Lieberman 1985; vgl. 3.1.).

2.2. Die Begriffe *Face*, *Beteiligtenrolle*, *Beteiligungsart*

Wichtig für jede umfassende Beschreibung sprachlicher Interaktion ist der Face-Begriff, wie er von Goffman mehrfach eingeführt (z. B. Goffman 1971) und terminologisch von Brown/Levinson (1987) in *positives* und *negatives Face* (der Sache nach auch schon bei Goffman) differenziert worden ist. *Negatives Face* bezeichnet die Achtung der „territorialen“ Ansprüche einer Person (ihres Körpers, ihres Raums um sich, ihres Besitzes, der

Handlungen, die sie durchführen will, also auch der sprachlichen Handlungen); *positives Face* meint die Anerkennung allgemeiner kultureller Werte einer Person und derjenigen individuellen Eigenschaften, die sie für sich erhebt. Beide Ansprüche widersprechen sich: Verschlossenheit/Unzugänglichkeit (*negatives Face*) vs. Geselligkeit/Nähe (*positives Face*). Beide gelten wohl in allen Kulturen, aber jeweils unterschiedlich kulturell definiert und relevant gesetzt (Blum-Kulka 1987). Die beiden *Face*-Begriffe spielen eine große Rolle bei sog. *face*-bedrohenden Akten (jemanden ansprechen, jemandem widersprechen, jemanden kritisieren), aber auch bei Komplimenten, bei gesellschaftlich vorgesehenen Sprecherrechten, bei der Adressierung und beim Sprecherwechsel, bei der Bestimmung, was in einer Kultur als ‚höflich‘ und ‚unhöflich‘ gilt, nach welchen Werten sich eine Person präsentieren sollte usw. In allen diesen Hinsichten verhalten sich die Kulturen erstaunlich unterschiedlich. Scollon/Scollon (1981), die nordwestamerikanische Indianer mit der weißen Mehrheit in Nordamerika verglichen haben, stellen immer wieder gegenteilige Verhaltensnormen fest: Die athabaskischen Indianer legen einen viel größeren Wert auf Unbehelligtsein als der weiße Durchschnittsamerikaner, was sich generell in der ungehinderten Ausübung einer Handlung zeigt, speziell in Gesprächen in ungestörten Redebeiträgen und langen Pausen danach, in geringer Zugänglichkeit, in der Zurückhaltung, über eigene Pläne zu sprechen oder überhaupt etwas Neues zu thematisieren, im Vermeiden von Namensanreden, Adressierungen und Fragen sowie im Abschwächen von Aufforderungen.

Große Bedeutung haben auch differenzierte Kategorien von Beteiligungsrollen, die über die Begriffe *Sprecher* und *Hörer* hinausgehen. Wie sehr die Rolle *eines* individuellen Sprechers etabliert ist; wann kollektiv gesprochen wird; ob öffentliches, nicht-adressiertes Klagen möglich ist, bis sich jemand des Sprechers erbarmt (Lieberman 1985, 101 f.); welche Rollentypen es überhaupt gibt, z. B. die des offiziellen Sprechers bzw. Antwortenden, die des scheinbaren Adressaten (*intermediary*) gegenüber dem eigentlich gemeinten (*target*; vgl. 3.1.) – all dies trägt entscheidend zu einem bestimmten Gesprächsstil bei. Auch in Europa unterscheiden sich Gruppenstile dadurch, in welchem Grade Zuhörer an längeren Äußerungen eines Sprechers mitwirken oder nicht.

Unter den Begriffen *innere Beteiligung* (*involvement*) und *Modalität* wird die emotionale und beziehungsmäßige Art und Weise verstanden, in der ein Beteiligter sich im Gespräch zeigt und agiert, z. B. in den Gegensatzpaaren *high-* vs. *low-involvement* (vgl. 3.1.), vorsichtig-zurückhaltend vs. sich durchsetzend (Adamzik 1994, 371), kooperativ vs. konfliktär (vgl. 3.6.), „restrained“ vs. „unrestrained“ (Hymes 1974, 442), emphatisches (Selting 1994) vs. normales Sprechen. Wichtig sind weiterhin die Kategorien der Direktheit vs. Indirektheit, mit der sich alle Kulturen graduell einstufen lassen, wenn es vergleichbare sprachliche Ausdrucksformen gibt (Blum-Kulka 1987).

2.3. Das Birmingham Centre for Contemporary Cultural Studies

Die Autoren dieser Studien machten in den 60er und 70er Jahren teilnehmende Beobachtungen und Interviews in britischen Jugendkulturen der Arbeiterschicht. Willis (1981) untersuchte z. B. Hippies und eine Motorradgang, die Autoren von Clarke u. a. (1979) Mods, Skinheads und andere Jungen- und Mädchengruppen, Hebdidge (1979) Hipsters, Beats, Teddy Boys, Mods, Skinheads, Punks und andere Gruppen. Gemeinsam ist diesen Arbeiten, dass sie die unterschiedlichen Stile der Jugendlichen aus den ökonomischen,

sozialen und kulturellen Lebenslagen ihrer Mitglieder erklären. Ihr Verhalten ist eine Reaktion auf die Mehrheitsgesellschaft (erfahren in der Schule und am Arbeitsplatz) und gebunden an die Identitätsausbildung gegenüber anderen Jugendgruppen und zugezogenen Ethnien (erfahren in der Nachbarschaft). *Stil* wird in der Birmingham-Schule als eine sinnliche Konturierung aller Lebensäußerungen aufgefasst, die sich um einen Kern gemeinsamer Wertschätzungen und Interessen gruppieren. Bei den Teds z. B. ist es die edle, dennoch abgewandelte Kleidung; bei den Motorrad-Jungs das wilde Motorradfahren; bei den Hippies sind es weiche Drogen; bei anderen Gruppen bestimmte Musikarten. Clarke (1979, 139; 141) betont wie Irvine (1974) die Tatsache, dass die Stilisierungen der Jugendlichen eine Analogie mit ihrer Selbstdefinition haben und dass sich manche Gruppen bewusst gegen andere abgrenzen (z. B. die Mods gegen die Rockers und umgekehrt: Clarke 1979, 142 f.; Mods gegen Rockers: Willis 1981, 40). Wichtig wurde für die spätere Erforschung von Jugendkulturen die Beobachtung, wie Artefakte der dominierenden Kultur angeeignet und umdefiniert werden. Dafür wurde der von Lévi-Strauss stammende Begriff des *Bricolage* übernommen (Clarke 1979, 137; Hebdidge 1979, 102 ff.). Ein weiterer einflussreicher Aspekt dieser Forschungen ist die ganzheitliche Sicht. Die britischen Soziologen fanden semantische Entsprechungen bei vielen Aspekten von Lebensäußerungen und Ansichten: bei der Kleidung, beim Zurechtmachen von Haar und Körper, bei Accessoires und der Art des Sich-Bewegens, beim Musikgeschmack und gemeinsamen Interessen und schließlich auch bei der Art der verbalen Interaktion. Willis' Motorradgruppe hatte eine Vorliebe für Spitznamen, aggressive Witze, Hänseleien untereinander und Aggressionen gegen Ausländer, für Flüche und Übertreibungen; die Hippies dagegen für Erzählungen von Drogenerfahrungen und für überraschende Wendungen des Gesprächs (vgl. auch den Begriff *Homologie* von Lévi-Strauss, auf den Maas in seinem Nachwort in Willis 1981, 263 f. eingeht). Eine holistische Auffassung von *Stil* ist inzwischen Konsens. Im Bereich der verbalen Interaktion umfasst er auch Prosodie und Nonverbales (Selting 1997).

2.4. Methoden

Zunächst sind rein quantitative von rein qualitativen Untersuchungen zu unterscheiden. Erstere haben den Vorteil zuverlässiger, über operationale Kategorien vermittelter Vergleiche; letztere eine größere Nähe an der Wirklichkeit, auch wenn nur Tendenzaussagen möglich sind. Das Zusammenbringen von ethnografischen Methoden (Tonbandaufnahmen von Gesprächen in natürlichen Situationen, teilnehmende Beobachtung, Interviews) mit den inzwischen ausgereiften Kategorien und Methoden der Gesprächsanalyse aufgrund von Feintranskriptionen verspricht eine dichte und reichhaltige Rekonstruktion sozialer Strukturen und Prozesse auf der Mikroebene. Moerman (1988) war einer der Ersten, der das getan hat. Er konnte z. B. zeigen, wie grundlegende Mechanismen des Gesprächs (*adjacency pairs*, Präferenzen für Personenreferenzen, *repairs* und ihre Einbettung in *adjacency pairs* u. a.) in einem thailändischen Dorf ebenso wirksam sind wie in der nordamerikanischen Gesellschaft (ebd., 20 ff.), dass man aber in Thailand in einer Gerichtsverhandlung aus Achtung vor dem Richter als dem Stellvertreter des Königs von allen kämpferischen Formen der Verhandlung absieht und dem Richter Zeit lässt, die Antworten der Zeugen aufzuschreiben (ebd., 49 ff.).

3. Zur Variation von Gesprächsstilen

Ziel dieses Abschnittes ist es zu zeigen, wie unterschiedlich Gesprächsstile sein können. Die Einteilung in die folgenden Kategorien ist allerdings problematisch, weil sie sich in konkreten Gesprächen überlagern können (z. B. Beruf + Position; Jugendlichkeit + soziale Welt + Geschlecht). Außerdem können die gesellschaftlichen Basiseinheiten von Stilen unterschiedlich groß sein: von Individuen, Familien, Interaktionsgruppen, gesellschaftlichen Gliederungen bis hin zu ganzen Gesellschaften und Ethnien. Problematisch ist es, bei einem bestimmten Gespräch erkennen zu können, welcher Zug des sprachlichen Verhaltens sich aus den Anforderungen der sozialen Situation ergibt, welcher an die Person gebunden ist (ihr normales idiolektales, soziales, ethnisches etc. Verhalten) und welcher einer Stilisierungsabsicht entspricht (z. B. die Imitation eines Stils).

3.1. Ethnien

Je kleiner eine Ethnie ist, je abgeschlossener und unabhängiger von einer Mehrheitsgesellschaft sie lebt, umso einheitlicher wird ihr kommunikativer Stil ausfallen und umso eher wird es möglich sein, in diesem Stil soziale und normative Orientierungen zu erkennen. Es gibt zwar viele ethnografische Beschreibungen von Völkern, aber nur wenige, die dabei auch intensiv den „kommunikativen Haushalt“ aller wichtigen Kommunikationstypen einbezogen haben (z. B. Sherzer 1983).

Liberman (1985) beschreibt den Prozess der Entscheidungsfindung bei Gruppen australischer Aborigines: Einzelne Personen murmeln die anliegenden Probleme der Gruppe bruchstückweise vor sich hin, andere greifen sie auf, und in einem allmählichen Prozess gegenseitiger Verstärkung und Wiederholung kommt ein gemeinsamer Entschluss zustande. Zunehmende Häufigkeit von Konsenspartikeln markiert den Weg des sich herausbildenden, vielfach abgewandelten und schließlich präzisierten gemeinsamen Willens. Wenn Konsenspartikel fehlen, wird dies als ein Nicht-Aufgreifen eines Gedankens verstanden (ebd., 34). Je häufiger Beteiligte gehörte Meinungen wiederholen, sie chiastisch umstellen, in einem Satz oder Wort verdichten, bis schließlich alle dasselbe sagen, desto mehr entsteht in der Gruppe das Gefühl, dass man zu einer gemeinsamen Entscheidung gekommen ist. Formell wird sie in dem Satz festgestellt: „Wir sprechen mit einer Stimme“ (ebd., 53). Die gefundene Lösung wird dann von der ganzen Gruppe in Runden produziert und wiederholt. Im Unterschied zu westlichen Kulturen sprechen diese Aborigines Äußerungen einfach vor sich hin oder adressieren sie an die ganze Gruppe; eine direkte Adressierung an eine bestimmte Person würde Verwirrung auslösen. Dieser Kommunikationsstil lässt sich dadurch erklären, dass sich die Aborigines zuerst als Teile einer Gemeinschaft, nicht zuerst als Individuen verstehen. Wenn eine Person etwas Bestimmtes will, dann beteuert sie: „Das ist nur meine Meinung, entscheidet ihr“. Das Wertvolle an solchen Studien ist die Einsicht, dass grundlegende Begriffe wie *Sprecherrolle* oder *Sprecherwechsel*, wie sie in westlichen Gesprächsanalysen verwendet werden, nicht so allgemein gelten, wie man meinen könnte.

Relativ häufig wurde das Kommunikationsverhalten jüdischer Gemeinschaften in modernen Gesellschaften untersucht. Für eine jüdische Nachbarschaft der unteren Mittelschicht in Philadelphia, die noch eng mit dem osteuropäischen Judentum verbunden

war, hat Schiffrin (1984) den geselligen Wert des Streitens herausgearbeitet. Mit jemandem nicht übereinzustimmen wird entgegen einer in Europa und Nordamerika weit verbreiteten Präferenzregel ‚Konsens vor Dissens‘ als erfrischend und positiv empfunden. Widersprechen ist eine willkommene Form der Geselligkeit, kein Angriff auf das positive *Face* des Andern. Eigene Meinungen werden zwar lexikalisch und prosodisch (Akzente) stark als Widerspruch markiert; es fehlen ihnen aber prosodische Anzeichen von Verärgerung. Dadurch bekommen die Gespräche den Charakter spielerischer Wettkämpfe. Auch plötzliche Themenwechsel deuten darauf hin, dass es um nichts wirklich Ernstes geht.

Geradezu begriffsprägend wurde der Begriff *high-involvement-style*, mit dem Tannen (1984, 30 ff.; 54 ff.), zwar auf dünner Materialbasis (drei jüdische Teilnehmer bei einer Abendessenunterhaltung), aber mehrere Eigenschaften von Dialogen erfassend das typische Gesprächsverhalten New Yorker akademischer Juden beschrieben hat. Das *High-involvement*-Sprechen (eine deutsche Übersetzung fällt schwer) ist durch ein erhöhtes Maß an Intensität und persönlicher Präsenz gekennzeichnet. Dies wirkt sich in einem häufigen Sprecherwechsel aus, der auch kompetitiv durchgeführt werden darf. Wenn man nicht zum Zuge kommt, wiederholt man seinen Versuch, auch mehrere Male hintereinander (das gilt auch für Fragen: „machine-gun questions“, ebd., 64). Man braucht für Andere nicht durch Schweigen einen Raum zu schaffen, damit sie zum Zuge kommen. Überlappendes Sprechen ist nicht verpönt: Man darf mit seiner Rede einsetzen, sobald man erkannt hat, worauf der aktuelle Sprecher hinaus will. Die Beiträge sind kurz und enthalten keine Pausen. Die Rede ist emotional getönt durch expressive Laute und Interjektionen (das jiddische *oi* mit ironisch übertriebenem Seufzen), durch starke Variationen der Tonhöhen und schnelles Sprechen. Als Zeichen von Einverständnis werden Äußerungen von Anderen im gleichen Rhythmus wiederholt. Die Beteiligten gewähren Zugang zu relativ persönlichen Themen und erwarten dies auch von den Anderen. Die Themen wechseln schnell.

Blum-Kulka (1997) hat die Tischgespräche dreier jüdischer Gruppen von Familien, deren Eltern Akademiker sind, verglichen: Familien in den USA, solche, die von den USA nach Israel eingewandert sind, und solche, die schon länger in Israel leben. Interessant an ihren Ergebnissen ist, dass die Familien aus Israel, die dem osteuropäischen Judentum noch am nächsten standen, Züge des *high-involvement-style* produzierten, die Familien in den USA dagegen nicht. Die aus den USA eingewanderten Familien lagen häufig zwischen den ausgezählten Werten beider Gruppen. Die *High-involvement*-Phänomene der Israel-Familien betreffen z. B.: schnelles Sprechtempo, viel Redeüberlappung, mehr Emotion (ausgedrückt in Kosenamen), direktere Formen der Aufforderung, schnellere und offenere Ablehnungen der Bitte eines Kindes (der dann aber nach einer Verhandlung auch oft stattgegeben wird), mehr „polyphone“ (d. h. von mehreren Sprechern durchgeführte) Erzählungen, weniger deutliche Abgrenzung von Aktivitätstypen, Präferenz für Widerspruch, weniger Metakommunikation über Gesprächsorganisation und Verletzungen der Grice-Maximen. Die Familien aus den USA verhielten sich gerade entgegengesetzt, hatten aber auch eigene Präferenzen (z. B. das Einfordern der Wirklichkeitstreue bei Erzählungen). Blum-Kulka (1997, 272 ff.) erklärt ihre Verhaltensweisen durch Anpassungen an die Verhaltensnormen der amerikanischen Umgebung und durch den größeren zeitlichen Abstand von der osteuropäischen Herkunft.

Eine andere, häufig untersuchte ethnische Kultur sind die Schwarzen in Nordamerika. Natürlich sind auch deren Sprech- und Gesprächsstile so sehr sozial und nach Geschlechtern differenziert, dass kein einheitlicher Kommunikationsstil auszumachen ist. Die For-

schung hat sich zunächst auf für die weiße Mehrheitskultur auffallende Kommunikationsstypen des „signifying“, „playing the dozens“, „rapping“ und ähnlicher dialogischer aggressiver Spiele konzentriert. Sie werden nach festen Regeln von jungen Schwarzen in der Öffentlichkeit der Straße und vor einem beurteilenden Publikum ausgetragen (vgl. die Aufsätze von Abrahams und Labov in Kochman 1972). Interessanter für dialogische Stile sind gegenseitige Herausforderungen junger Männer, die auf keinem rituellen Muster mit ästhetischen Formen (Reim, Rhythmus) beruhen. Sie haben auch nicht spielerischen, sondern ziemlich ernsten Charakter. Die groben und übertreibenden Beleidigungen und Drohungen werden zunächst indirekt adressiert, dann aber immer direkter hervorgebracht und finden jeweils ein bewertendes Echo der Umstehenden. Die Hauptbeteiligten müssen erkennen, wer überhaupt gemeint ist, wann ein offener nichtverbaler Streit ausbrechen kann und wie man Angriffen am geschicktesten begegnet. Dabei kann die eigene Rede nach bestimmten Sprechstilen gestaltet werden (z. B. mit Imitationen des Stils schwarzer Prediger, vgl. Kochman 1972, 210 ff.). Schwarze Mädchen haben den ganz anderen Kommunikationstyp des „he-said-she-said“: Ein Mädchen wird mit Klatsch konfrontiert, den man hinter seinem Rücken verbreitet. Die Klatschüberbringerin und das Publikum sind gespannt, wie das Klatschopfer reagiert, wie es in der Phantasie oder in der Realität (was über den Tag hinaus dauern kann) die Gerüchteverbreiterin zur Rede stellt oder auch tätlich angreift (Morgan 2002, 89 ff. mit weiterer Literatur). Schwarze Frauen praktizieren das Signifying im privaten Gespräch (s. 2.1.). Mit anspielungsreichen Behauptungen und Gegenbehauptungen wird nur gefrotzelt oder auch kritisiert (bei den Beispielen von Mitchell-Kernan 1972, 167 und bei Morgan 2002, 98 ff. geht es unausgesprochen um die Frage, ob jemand seine schwarze Herkunft verleugnet). Wie beim „playing the dozens“ gibt es verbale Kontextualisierungen, die anzeigen, dass Signifying intendiert ist (dort der Beginn mit *your mother ...*; hier das Pronomen *that* mit Bezug auf eine Person). Der Gesprächsstil des Signifying ist gekennzeichnet durch indirektes Sprechen, durch überbordende Phantasie und durch das Auseinanderfallen von angesprochenem und gemeintem Adressaten.

In mehreren Studien zum Kommunikationsverhalten von (traditionellen) Japanern ist deren primäre Orientierung am Status und einer möglichst konfliktfreien Interaktion untersucht worden (Marui u. a. 1990). Lieber thematisieren Japaner bei einer ersten Begegnung mehrfach wiederholend etwas Offensichtliches, gemeinsam Bekanntes, als dass sie inhaltlich gewichtigere Äußerungen wagen. Das kann Angehörigen westlicher Kulturen auf die Nerven gehen. Umgekehrt sind es Japaner nicht gewohnt, dass Deutsche, wenn sie zum ersten Mal nach Japan kommen, viele Fragen stellen. Manche Realisierungsformen von Argumentieren, Fragen und anderen Sprechakten, die in Deutschland unauffällig sind, würden in Japan schwere Konflikte oder Verwirrung heraufbeschwören. In Japan gibt es dagegen Formen emphatischer „Explosionen der Spontaneität“, mit denen ein Teilnehmer Angebote, eine engere Beziehung einzugehen, aufnimmt. Manche Japaner gehen in Europa wie bei sich zu Hause in Japan grußlos in ein Geschäft, schauen sich die Waren an und holen sie aus dem Regal. In einem Vergleich von Beginn- und Beendigungsphasen privater Telefongespräche in Deutschland und Japan konnten ganz unterschiedliche Mittel der Beziehungsgestaltung und der Ablaufstruktur festgestellt werden (Marui/Schwitalla 2003). Japaner legen den größten Wert rhetorischer Elaboration von Beziehungsakten im Kontakt mit Personen, zu denen sie in einer mittleren Distanz stehen (Geschäftspartner), nicht im Kontakt zu Freunden wie in Deutschland. Formeln des guten Einvernehmens können dann sehr lange hin- und hergehen. Japaner kennen

auch nicht die in Europa und Amerika gültige Regel, ein Gesprächsende anzukündigen und sich bestätigen zu lassen (*pre-closing*); sie legen nach der Klärung der Sachfrage einfach den Hörer auf, was Europäer verärgert. Auch die Regel ‚der Angerufene spricht zuerst‘ ist in Japan nicht so allgemein gültig wie in Deutschland.

3.2. Soziale Welten: Erwachsene

In hochgradig differenzierten Gesellschaften ist es sinnvoll, mit dem Begriff *soziale Welt* (statt *Schicht*) zu arbeiten. *Soziale Welten* definieren Gruppen mit gemeinsamen Interessen, Zielen und Ideologien. Interaktionsgruppen haben meist auch einen ähnlichen sozialen Hintergrund mit gemeinsamen Nöten und Strategien der Problemlösungen.

Als Untersuchungsbeispiel kann hier auf das Mannheimer Projekt „Kommunikation in der Stadt“ verwiesen werden, in dem drei Frauengruppen holistisch und zwei Jugendlichengruppen nach einzelnen Aspekten untersucht wurden (Keim 1995; Schwitalla 1995). Aufgrund ethnografischer Beschreibungen von Stadtteilen (Kallmeyer 1995b) wurden exemplarische Freizeitgruppen ausgewählt. Es waren dies die drei genannten Frauengruppen: (1) Frauen in einem Arbeiter- und Ausländerviertel, die von Armut bedroht waren; (2) eine Frauengruppe, deren gemeinsames Ziel politische Parteilarbeit und die Emanzipation von Männern war; (3) eine Gruppe aus dem Bildungsbürgertum, die sich für kulturelle Phänomene wie Romane und Kunst interessierte. Die Gruppengespräche wurden nach einer Kategorienliste beschrieben, welche folgende Aspekte umfasste: Lieblingsthemen und Themenauswahl; Sprechen über sich und über Andere (Klatsch); die Art der Modalisierung dieser Darstellungen (z. B. empört, ironisch, lustig); Gesprächsorganisation (Sprecherwechsel, Sprecherrolle, kollektives Sprechen, Zuhörerverhalten); Konsens- und Dissensausdruck; demonstrative Herstellung von Gemeinsamkeit und die Art der Konfliktaustragung bzw. -vermeidung; die Rolle der Argumentation bei Meinungsverschiedenheiten; Beziehungsakte (Anreden, Bitten und darauf Reagieren, Kritisieren, Frotzeln, Loben, Trösten, Mitleid und Mitfreude Ausdrücken etc.); bevorzugte Kommunikationstypen (z. B. Konfrontationserzählung, argumentativer Meinungsaustausch, gemeinsame Phantasiespiele, Witze); schließlich die für den Ausdruck sozialer Identität aus der Forschung übernommenen Kategorien des formelhaften Sprechens, der Varietät und des Code-Switchings zwischen Standarddeutsch und Dialekt und der sozialen Kategorisierung anderer Bewohner im Umfeld. Innerhalb der einzelnen Gruppen haben sich über mehrere Kategorien hinweg konsistente Stile herausgestellt, die man dann zwischen den Gruppen vergleichen konnte. Im Folgenden sollen einige Unterschiede der Gruppen (2) und (3) angedeutet werden (Schwitalla 1995, 281 ff.; 535 f.):

- in (2) wird um das Rederecht gekämpft, in (3) wird es bereitwillig zugestanden;
- in (2) sind problematische Themen der eigenen Existenz eher offen, in (3) eher unzugänglich;
- Aufforderungen werden in (2) mit den üblichen Höflichkeitsformen verbalisiert, aber auch direkt; in (3) indirekter und nur in ironischer Weise direkt;
- Kritik wird in (2) scharf ausgesprochen, wenn sie die gemeinsame ideologische Identität betrifft, in (3) fast gar nicht geäußert und wenn sie „herausgerutscht“ ist, gleich zurückgenommen und wieder gutgemacht;
- Lob ist in (2) selten und hauptsächlich auf Fortschritte bei der Emanzipation beschränkt, in (3) häufig, emphatisch und rhetorisch variiert;

- Mitgefühl (z. B. beim Erzählen von Krankheiten) spielt in (2) keine, in (3) eine sehr große Rolle;
- die Kooperation der Zuhörerinnen durch Hörersignale, Kommentare und Mitformulierungen (z. B. bei Erzählungen) ist in (2) gering (außer bei gemeinsamen Entwicklungen von Grotesken), in (3) stark ausgeprägt;
- negative Gefühle wie Verärgerung werden in (2) weniger stark kontrolliert, gemeinsame Empörung demonstrativ vorgebracht, in (3) dagegen stärker kontrolliert;
- dafür werden positive Gefühle wie Freude (z. B. über ein Geschenk) in (3) begeistert ausgedrückt, in (2) nicht, es sei denn, die Frauen freuen sich über einen Witz;
- sprachliche Ästhetik (Wortspiele, ironische Darstellung, paradoxe Formulierung) spielt in (2) keine Rolle, in (3) wird sie genossen; derbe Lexik kommt in (2) in Maßen vor, in (3) überhaupt nicht.

Bei all diesen Unterschieden liefern die Kategorien des positiven und negativen *Face*, des Geschmacks, der Art der Gefühlsdarstellung und der Reaktionen der Gruppe darauf mögliche Erklärungen: In (2) wird dem negativen *Face* keine große Wichtigkeit zugemessen, in (3) sehr wohl. Das zeigt sich beim Sprecherwechsel, bei Themen der privaten Existenz, bei Aufforderungen und Kritik. Das positive *Face* hat in (2) geringe Relevanz (außer beim Gruppenziel, sich gegen Männer zu behaupten), in (3) jedoch eine sehr große. Dies zeigt sich beim Komplimentemachen und beim expressiv ausgedrückten Mitfühlen, wenn eine Frau Kummer hat (zu Unterschieden zwischen den Gruppen (1) und (3) vgl. Keim/Schwitalla (1989); zu allen drei Gruppen: Kallmeyer 1995a; zu Unterschieden in puncto Aufforderungen und Kritik zwischen Gruppe (1) und den „Powergirls“ (vgl. 3.3.; Keim 2000).

3.3. Soziale Welten: Jugendliche

In mehreren Veröffentlichungen hat Keim das interne und externe Kommunikationsverhalten junger Türkinnen, der „Powergirls“ in Mannheim, beschrieben (Keim 2000; 2002; 2003; 2007; Kallmeyer/Keim 2003). Über Charakteristika des Sprechstils (z. B. „stampfendes“, rhythmisches Sprechen zur Nachdrücklichkeit) hinaus betrifft ihr ziemlich direkter Ton auch Dialogisches, z. B. die resolute Art, eigene Ansprüche durchzusetzen oder Gruppenmitglieder anzugreifen (Keim 2000, 198 ff.; 206 ff.). Ein beliebter Kommunikationstyp sind gemeinsame Phantasiespiele, in denen die (in der Akkulturation) zurückgebliebenen Eltern oder die spießigen, fremdenfeindlichen Deutschen imitiert werden (Kallmeyer/Keim 2003, 45 ff.). In ähnlicher Weise zitieren junge Italiener der zweiten Generation Versatzstücke aus ihrem italienischen Herkunftsgebiet und rechnen damit, dass ihre Freunde dabei mitmachen (Bierbach/Birken-Silverman 2002).

Männliche Jugendliche unterscheiden sich sehr nach ihren sozialen Bezugspunkten. Eine Gruppe von Gymnasiasten in Mannheim (Schwitalla 1986; 1994) sah sich real bedroht von einer Gegengruppe von jungen Arbeitern („Asos“). Sie stilisierte das eigene Kommunikationsverhalten zu einem großen Teil in Abgrenzung zu ihrer feindlichen Gegenwelt (während diese die Gymnasiasten kaum wahrnahmen). Dazu gehörte es, dass sie sich den direkten und z. T. aggressiven Stil der „Asos“ immer wieder bewusst machten, ihn fiktiv nachgestalteten und mit der eigenen Kommunikationsweise kontrastierten. Dazu entwickelten sie eine Reihe von dialogischen Verfahren, die ihrer kritischen Le-

benseinstellung angemessen waren: Zwischenfragen mit akzentuiertem Fragepronomen (*wér is der prolet?*); die Thematisierung von Eigenschaften der „Asos“ durch einen konventionalisierten Heullaut; gegenseitiges Sich-Aufziehen aufgrund von Normen dieser Gegenwelt; dialogisches Kommentieren von Passanten mit fiktiven Äußerungen, die deren Lebensorientierung und deren Sprechstil zum Ausdruck brachten.

Mehr oder weniger spielerische Runden von verbalen Aggressionen, bei denen es darauf ankommt, möglichst schlagfertig zu reagieren und dabei „cool“ zu bleiben, wurden in mehreren männlichen Jugendcliquen beschrieben. Sie ähneln den *ritual insults* der jungen Schwarzen in den USA. In einer von Deppermann/Schmidt (2001) beschriebenen Gruppe werden initiative Sprechakte (Aufforderungen, Drohungen, Spott) grob formuliert, oder es werden ehrenrührige Geschichten über ein Mitglied erfunden („Dissen“). Auch Hartung (2000) beschreibt einen solchen groben Kommunikationsstil unter männlichen Jugendlichen, bei denen die Demonstration von Härte, Beleidigung, Verachtung und Spott halb scherzhaft dazu dient, den eigenen Status in der Gruppe festzulegen. Bitten werden ignoriert oder höhnisch unterlaufen; um das Rederecht muss gekämpft werden (*halt's Maul*); Meinungen werden abqualifiziert (*so'n Quatsch, Blödsinn*). Insgesamt protzen diese Jugendlichen geradezu mit ihrer Grobheit.

In vielen sozialen Milieus bauen Jungen und Mädchen nach Art des Bricolage-Prinzips Kommunikationsgewohnheiten fremder Welten in die eigenen Dialoge ein, verändern spielerisch rituelle Kommunikationstypen (Fernsehquizsendung, Fürbittgebet, Werbung: Schlobinski 1989; Schlobinski/Schmid 1996) oder kommentieren Themen, über die sie gerade sprechen, mit fremden Stimmen (spießige Erwachsene, „Asos“, naive Kinder, Versatzstücke aus den Medien: Nothdurft/Schwitalla 1995; salbungsvoller Trost wie ein Pfarrer: Hartung 2000, 224 f.; Selbstdarstellung mit der Stimme zweier berühmter DJs: Birken-Silverman 2003, 288 f.; Imitation von „Kanaksprak“ und deren Protagonisten im Fernsehen: Keim 2003).

3.4. Nationale Kulturen?

Das Fragezeichen in dieser Überschrift soll die Reserve der einfachen Klassifizierungsmöglichkeit ausdrücken. Jedem fällt auf, dass man in anderen Ländern andere Gesprächsgewohnheiten kennt als zu Hause. Dazu gibt es eine Reihe von ländervergleichenden Studien des Sprechens in bestimmten Kommunikationstypen, in denen allgemeinere Kommunikationsnormen durchschlagen.

In Fernsehdiskussionen mit Politikern aus Deutschland und Finnland verhalten sich deutsche Politiker ziemlich konfliktorientiert durch den Kampf ums Rederecht und durch Unterbrechen, durch störende Einwürfe, abwertende Kommentare, offene Kritik am Gegner, Beharren auf einer Frage etc. Finnische Politiker dagegen lassen sich auf Provokationen nicht ein, stimmen sogar zuerst einmal zu und widersprechen nur indirekt. Gelten solche entgegengesetzten Gesprächsstile zunächst nur im Gesprächstyp Fernsehdiskussion, so spiegeln diese doch wohl auch allgemeinere Normen des richtigen Verhaltens einer Gesellschaft wider (Tiittula 1997). Ähnliche Unterschiede zwischen Deutschen und Angehörigen anderer Länder wurden mehrmals beschrieben: Deutsche suchen in informellen Diskussionen eine direkte Konfrontation, Chinesen vermeiden sie (Günthner 1994); Deutsche diskutieren und verhandeln in vergleichbaren Situationen

unnachgiebiger und „ernster“ als Amerikaner, diese „witziger“ und mit mehr Hinweisen, dass sie die Position des anderen verstehen können (Kotthoff 1989).

Wenn eine Bevölkerung unter einer offiziellen Staatsdoktrin lebt, kann diese nicht nur den öffentlichen Verlautbarungsston, sondern auch den Umgangston in institutionellen und halböffentlichen Situationen prägen. In der DDR wurde Kindern vom Kindergarten an beigebracht, sich als Teil eines Kollektivs zu verstehen und nicht in erster Linie ihre eigenen Interessen zu verfolgen. Bei Vergleichen von Bewerbungsgesprächen mit Ost- und Westdeutschen bis 1995 ergaben sich große Unterschiede bei der Selbstdarstellung und auf der lexikalischen/syntaktischen Stilebene: Die ostdeutschen Bewerber antworteten auf Fragen viel vager und indirekter als die westdeutschen, weniger auf ihre eigene Person bezogen als auf die Gruppe, in der sie arbeiteten. Dabei sprachen sie oft in einer Art offizieller Diktion. Sie vermieden Konflikte mit den Einstellenden, während Konfliktbereitschaft für die Westdeutschen eine Art Geselligkeitswert hatte und die konfliktären Phasen auch abkürzte. Die Ostdeutschen konnten die Ziele der Fragen weniger gut abschätzen als ihre westdeutschen Konkurrenten. Sie hatten Schwierigkeiten, sich selbst in ein positives Licht zu rücken, und kannten überhaupt weniger die Gepflogenheiten eines Bewerbungsgesprächs, was ihnen Belehrungen von Seiten der Interviewer eintrug (Auer 1998; Birkner 2001).

3.5. Beruf und soziale Position

Berufsbedingte Handlungsziele erfordern manchmal ein strategisches Verhalten im Gespräch (einen freundlichen Ton bei Verkäufern, einfühlsames Verhalten bei Ärzten, distanzierteres bei Polizisten). Große Überraschungen erleben Klienten in einem psychoanalytischen Erstinterview. Für sie ist es ungewohnt, dass die Themen völlig frei sind, dass lange Pausen entstehen, dass der Analytiker nicht Stellung nimmt zu dem, was der Analysand sagt, dass sie also nie wissen, wie er sie aufnimmt, dass nicht alle Fragen beantwortet werden, dass Analytiker plötzlich in die Metaebene wechseln usw. (ein Vergleich von Gesprächsregeln des Alltags und der Psychoanalyse bei Koerfer/Neumann 1982).

Das Aufeinanderprallen berufs- bzw. rollenbedingter Verhaltensweisen haben Kallmeyer/Schmitt (1996, 97 ff.) an einer Fersehdiskussion über das Rauchen beschrieben. Der Vertreter einer Bürgerbewegung gegen das Rauchen legt in seiner Rolle als „Ankläger“ ein dominantes „Pressing“-Verhalten an den Tag: Er spricht viel, unterbricht Andere, bedrängt sie, macht irritierende und korrigierende Kommentare; er insistiert auf seinen Fragen und ist sozusagen ständig präsent. Im Gegensatz dazu demonstriert ein Professor seine „vornehme Zurückhaltung“ und sein ruhiges, sachliches Urteil: Er beharrt nicht auf seiner Sprecherrolle, wenn sie ihm streitig gemacht wird; er verzichtet auf überlappende, störende Kommentare, zieht es vielmehr vor, seine durchaus kritischen Äußerungen im längeren Zusammenhang entwickeln zu können; er holt seine Argumentation aus wissenschaftlich abgestützten Untersuchungen und präsentiert sich so als kompetenter Wissenschaftler.

In vielen institutionellen Gesprächen haben die Vertreter der Institutionen mehr dialogische Gestaltungs- und Sanktionsrechte als die von außen Hinzukommenden. In Bewerbungsgesprächen z. B. liegt bei den Interviewern die Steuerung der Makrostruktur (Beginn und Ende des Gesprächs und der Themen) und der Paarsequenzen (Insistieren auf Fragen und Schwachpunkten des Bewerbers). Die Interviewer weisen den Bewerber auf

Inkonsistenzen seiner Aussagen hin; sie geben Deutungen und Ratschläge oder erteilen eine Lektion; sie bewerten die Biografie oder Äußerungen des Bewerbers, was bis zu starken *Face*-Angriffen gehen kann; sie brauchen sich nicht eines gehobenen lexikalischen und syntaktischen Stils zu befleißigen wie die Bewerber. Diese versuchen hingegen, keinen Dissens aufkommen zu lassen oder ihn abgeschwächt zu formulieren; sie weichen unangenehmen Fragen aus und fokussieren thematische Nebenaspekte; sie kritisieren den Interviewer selten und äußern auch selten deutlichen Widerspruch. Dies alles gibt dem Interviewer durch das ganze Gespräch hindurch ein kommunikatives Übergewicht (Birkner 2001).

Nicht immer ist ein Beruf von der sozialen Position zu unterscheiden. Hohe soziale Positionen gewähren Vorrechte und erfordern soziale Grenzziehungen nach „unten“. So verweigert sich ein für die Bauern eines thailändischen Dorfes hoch gestellter Distriktbeamter ihren Einladungen, bei ihren scherzhaften und soziale Unterschiede nivellierenden Gesprächsversuchen mitzumachen. Er übergeht ihre Initiativen, vollzieht erwartbare Anschlusshandlungen gerade nicht und pocht stattdessen auf seiner Macht, indem er Anweisungen und Erklärungen gibt, die bis an die Grenze der sozialen Deklassierung gehen (Moerman 1988, 72 ff.). In westlichen Kulturen kommt es oft vor, dass Institutionenvertreter ihr Programm durchziehen, welches von Untergebenen durch spielerische Nebenaktivitäten unterlaufen wird (Lehrer – Schüler). Dittmar (1989, 436 ff.) beschreibt, wie ein Fußballtrainer versucht, eine gemeinsame Unternehmung durch Rundum-Fragen zu organisieren; gleichzeitig entwickeln die Fußballspieler untereinander ein Phantasiespiel und übertrumpfen sich gegenseitig mit Frotzelbemerkungen. Der Trainer macht bei diesen Interaktionen nicht mit, lässt sie aber zu. Auch derselbe Interaktionstyp kann unter Leitung einer Autoritätsperson ganz anders ablaufen, als wenn eine solche nicht anwesend ist. Spiegel (2003) beschreibt dies am Argumentieren in der Schule. Unter der Anleitung des Lehrers argumentieren die Schüler nacheinander, in langen Beiträgen, argumentativ geordnet nach These – Gegenthese und anderen Aufsatzregeln in einem schriftsprachlichen Stil. Ist der Lehrer weg, argumentieren die Schüler wie in ihrem privaten Umfeld mit kürzeren Beiträgen, mit Überlappungen und schlagwortartig formulierten Behauptungen.

3.6. Geschlecht

In ihrem grundlegenden Aufsatz bezeichnen Maltz/Borker (1982, 213) geschlechtsspezifische Verhaltensweisen beim Sprechen als „male and female conversational styles“. Sie führen dies auf eine Inkulturation in gleichgeschlechtlichen Gruppen in der Kindheit zurück. In der Forschung gibt es viele Gegenüberstellungen, nach denen Männer sich durchsetzen wollen, andere herausfordern, am liebsten über Autos, Sport und eigene Erfolge reden, wenig bereit sind zuzuhören, sich also insgesamt wie Machos verhalten, während Frauen den Adressaten einschließen (häufiger *you* und *we*), aktiv zuhören, auf die Themen der anderen eingehen, lieber über Beziehungen sprechen, im Ganzen also eine kooperative Haltung zeigen (solche Listen bei Maltz/Borker 1982, 209 ff.; Forschungsüberblicke bei Schoenthal 1998, 160 ff.; Macauley 2002, 289 ff.; vgl. auch Kothoff 1989, 198 f.).

Wie bei der Variation Jugendsprache ist es aber schwierig, generelle Aussagen über das Gesprächsverhalten von Männern und Frauen zu machen, welche nur auf den Ge-

schlechtsunterschied zurückzuführen sind. Situative und idiolektale Gegebenheiten, schichtspezifische und kulturelle Gewohnheiten spielen eine große Rolle. Nach einer vergleichenden Analyse von Blum-Kulka (1997, 71 ff.) verhalten sich z. B. männliche Juden in den USA in Familiengesprächen viel kontrollierender und machtausübender als ihre israelischen Geschlechtsgenossen. Blum-Kulka untersucht ein Beispiel, in dem der Vater zwar auf dazwischenkommende Themen eingeht, sie aber auch jeweils beendet und schließlich sein eigenes Thema fortsetzt. Die in 3.2. erwähnten drei Frauengruppen aus ganz unterschiedlichen sozialen Milieus in Mannheim weisen in allen Aspekten der Dialogkonstitution erhebliche Unterschiede auf. Selbst die am stärksten stereotypisierte Vorstellung, dass Männer mehr unterbrechen als Frauen, lässt sich statistisch nicht halten (Schoenthal 1997, 161; Macauley 2002, 290). Rein quantitative Messungen von überlappendem Sprechen sind ohnehin nicht sehr aussagekräftig, weil es in *High-involvement*-Kulturen bevorzugt wird oder weil damit andere als die Sprecherrolle erobernde Funktionen verbunden sein können (Zustimmung eines Adressaten, gemeinsames Sprechen).

Dennoch wird in vielen Erhebungen innerhalb der westlichen Länder auch immer wieder über erstaunlich konsistente Unterschiede zwischen Männern und Frauen berichtet, z. B. über die unterschiedliche Art, Geschichten zu erzählen bei Johnstone (1990) und bei Wodak (1981), welche ihren Aufsatz mit „women relate, men report“ überschreibt, oder über die Orientierung von Männern an einem konfrontativen, sich selbst zur Geltung bringenden Verhalten, die der Frauen in gleichen Situationen an einer konsensuellen Art von Gesprächen (Schmidt 1988; Kotthoff 1989, 195).

3.7. (Fehlender) Partnerbezug

Je nachdem, wie sehr sich eine Person auf Anliegen, Meinungen, Thematisierungswünsche und Kommentare des Gesprächspartners einlässt oder sie abblockt und eigene Meinungen, Themen etc. durchsetzt, kann man von kooperativen vs. konfliktorientierten, du-zentrierten vs. ich-zentrierten (Sandig 1983a), perspektivenübernehmenden vs. –abblockenden (Keim 1996) Gesprächsstrategien sprechen. Die aus Deutschland nach Israel ausgewanderten Juden männlichen Geschlechts haben Wert darauf gelegt, ungehindert von Kommentaren und Zwischenfragen der Interviewerinnen ihre Erzählungen in einem Zuge durchzuführen, während sich die Frauen bereitwillig auf Zwischenfragen einließen. Dadurch kamen auch unterschiedliche Werte bei Satzlängen und –komplexität zustande (Betten 2000, 258 ff.). Derartige Einstellungen zu Adressaten machen dann einen Stil aus, der mehrere Konstitutionsebenen von Gesprächen prägt, am stärksten das Beharren auf der Sprecherrolle und Versuche, die Aufmerksamkeit an sich zu binden und die Themen zu bestimmen.

4. Das Aufeinanderprallen unterschiedlicher Gesprächsstile

Tannen (1994) beschreibt, wie das Kommunikationsverhalten der jüdischen Teilnehmer am Thanksgiving-Dinner auf das Unverständnis der Anderen stieß. Die von Liberman (1985) beschriebenen Aborigenes, die großen Wert auf Konsens legen, verhalten sich auch bei der Begegnung mit anderen Aboriginegruppen und mit Vertretern der Regie-

rung konsensorientiert. In Gerichtsverhandlungen stimmen sie jeweils dem vorhergehenden Sprecher zu, sowohl dem Staatsanwalt wie dem Verteidiger, auch wenn diese ganz Gegenteiliges gesagt haben. Oder sie sagen das, von dem sie vermuten, dass der Fragende es hören will. Dies führt in der Logik einer westlichen Gerichtsverhandlung zu paradoxen Situationen. Gumperz und Cook-Gumperz haben in vielen Aufsätzen beschrieben, wie kulturell unterschiedliche Kontextualisierungen zu Missverständnissen führen können. Kontextualisierungen von Relevanz, Zusammengehörigem und Getrenntem, von bestimmten Formulierungshandlungen (z. B. Selbst- vs. Fremdkorrektur) können Auswirkungen auf die Gesprächsführung haben. Bei Gumperz (1992) z. B. wird beschrieben, wie asiatische Bewerber im Gegensatz zu englischen nicht zum Zuge kommen, weil sie nicht auf den informellen Ton zu Beginn des Gesprächs eingehen, nicht die durch Akzente markierten Aspekte der Fragen erkennen, auf die sie eingehen sollen, nicht eine finale von einer beitragsinternen Pause unterscheiden und insgesamt viel zu kurze und nichtssagende Antworten geben (vgl. Gumperz 1982, 119 ff.; 133; 144 ff.). Ein gruppeninterner Kommunikationsstil kann auf Unverständnis stoßen, wenn er unbeabsichtigt gegenüber Außenstehenden verwendet wird; aber er kann auch zur Abgrenzung dienen (Keim 2002, 114 ff. am Beispiel des voraussetzungsreichen und syntaktisch reduzierten Sprechens einer jungen Deutsch-Türkin gegenüber einer Lehrerin; Keim 2007, 315 ff., zum Gegensatz des emotional-aggressiven gruppeninternen Sprechens gegenüber distanziert-formalen Konfliktbewältigungen aus dem Bereich der Universität).

5. Funktionen von Gesprächsstilen

Ein Gesprächsstil ist zunächst die Art und Weise, wie man sich (im individuellen wie sozialen Sinne) erwartbar, normal verhält. Insofern sind Gesprächsstile Routinen (Kallmeyer/Keim 2003, 51), und es ist problematisch, hier einen Stilbegriff anzuwenden, der auf bewusster Auswahl von Alternativen beruht. Erst im Nachhinein, in der Reflexion oder in der erlebten Differenz anderer Stile, werden Gesprächsstile bewusst und können dann auch stilisiert und strategisch eingesetzt werden. Für einen Gruppenstil gibt es oft zentrale Personen, die ihn besonders gut vorführen können und an denen sich die anderen orientieren (ein Beispiel für das provozierende Verhalten der „Home Girls“ gegenüber Jungen durch eine Anführerin bei Eckert 2001, 125 f.). Insofern dienen soziale Gesprächsstile der Sicherung von sozialer Zugehörigkeit, aber auch der Abgrenzung von anderen Gruppen (Schwitalla/Streeck 1989, 242 f.).

Individuelle und soziale Gesprächsstile sind eng mit individueller und sozialer Identität und Andersheit verbunden. Insofern herrscht zwischen beiden die Beziehung einer Analogie bzw. Ikonizität (Irvine 2001, 33). Es muss etwas Ähnliches im sprachlichen und nichtsprachlichen Ausdrucksgebaren geben, was einen Gesprächsstil erkennbar und begrifflich fassbar macht. Die oben genannten Untersuchungen liefern dafür Beispiele: Es ist sinnvoll, wenn Protestgruppen, die ihre Ziele gegen bestehende Gewohnheiten durchsetzen wollen, in ihrem öffentlichen Auftreten wenig Rücksicht auf das negative *Face* Anderer nehmen, sich auch im gruppeninternen Gespräch durchsetzen, auf ihren Themen beharren und insgesamt ein „Pressing“-Verhalten zeigen (Kallmeyer/Schmitt 1996; Schwitalla 1995, 535 f.). Frauen, denen im Leben nichts geschenkt wird, werden sich auch bei Aufforderungen und Zurechtweisungen Anderer unumwunden ausdrücken

und versuchen, ins Territorium Anderer einzugreifen (Keim 1995; 2000). Es ist pragmatisch gesehen sinnvoll, wenn im westlichen Afrika öffentlich auftretende Rezipitoren und Unterhändler wie die Griots mit prosodischer Prominenz (laut, hoch und schnell) sprechen, während die unangefochtenen Herrschenden Distanz wahren und andere für sich sprechen lassen (Irvine 1974, 1990). Schließlich besteht eine Analogie zwischen sprachlicher Aggressivität bzw. Unnachgiebigkeit und Gruppen von jungen Männern, die darauf aus sind, herauszufinden, wer von ihnen der Stärkere ist (Deppermann/Schmidt 2001; Hartung 2000). Umgekehrt gilt jedoch nicht, dass man von einem aggressiven Kommunikationsstil auf aggressionsbereite Sprecher schließen kann. Eine männliche Studentengruppe aus bürgerlichem Milieu hatte es sich angewöhnt, in der privaten Kommunikation besonders grob und gesichtsverletzend zu sprechen, teils um Außenstehende zu schockieren, teils um einen fremden Stil auszuprobieren (Roth 1997). Ebenso hat eine Gymnasiastengruppe aus Mannheim manchmal den von ihnen eigentlich verhassten direkten und beleidigenden Stil der „Asos“ nachgeahmt und es genossen, einmal ganz anders als gewohnt miteinander zu sprechen. Kommunikationsstile können also spielerisch angeeignet und dann auch zu spezifischen Zwecken verwendet werden. Die in 3.2. genannte Frauengruppe (3), die sehr darauf achtete, anderen Beteiligten nicht zu nahe zu treten, hat Formen des direkten Aufforderns (*nun mal her mit dem Geld!*) und Kritisierens auch spielerisch und z. T. mit Code-Switching verwendet (*jetz kriggsch eine hinden druff*). Vielleicht kann man in solchen Fällen analog zum Begriff des *metaphorischen Code-Switchings* von einem „metaphorischen Stilwechsel“ sprechen (Hill 1999, 547).

Freilich können sich Sprech- und Gesprächsstile auch verselbständigen und sozusagen zur zweiten Haut werden. Der *High-involvement*-Stil der osteuropäischen Juden mag in einer Kultur ausgebildet worden sein, in der das schnelle, treffsichere Argument einen interaktiven Wert dargestellt hat. Er prägte den Umgangston in der Familie und in der Öffentlichkeit, solange das soziale Umfeld gegeben war. Wie ein gesellschaftlich präferierter Stil schlagartig obsolet wurde, konnten ehemalige DDR-Bürger nach 1989 erfahren, als der in der DDR gepflegte Stil der Solidarität, der Konfliktvermeidung und der Zurückstellung persönlicher Interessen in der von Konkurrenz geprägten Welt Westdeutschlands nicht mehr funktionierte (Birkner 2001, 233).

Bourdieu hat eine soziologische Stiltheorie ausgearbeitet, nach der mehrere Stile des sprachlichen und kommunikativen Verhaltens miteinander konkurrieren, von denen einige mehr symbolisches „Kapital“ haben und eher gesellschaftlichen Erfolg versprechen als andere. Offene verbale Deklassierungen (der bei Leodolter 1975, 318 ff. dokumentierte Richter) oder auch nur das Lächeln über das weniger gekonnte Agieren Anderer lassen den Machtaspekt von verbalen Stilen deutlich werden: Der bei Kallmeyer/Schmitt (1996) untersuchte Professor triumphiert schließlich über das „Pressing“-Verhalten seines Gegners. Es ist aber nicht so, dass Stile mit geringerem gesellschaftlichen Kapital in allen Situationen benachteiligt wären. In ihrem eigenen Milieu sind sie anerkannt, und sie können gegen „die da oben“ kämpferisch eingesetzt werden.

Insgesamt gesehen steht die Forschung zu Gesprächsstilen noch am Anfang. Das hängt auch damit zusammen, dass es immer noch zu wenige Studien gibt, die das Gesprächsverhalten einzelner sozialer Gruppierungen ethnografisch beschreiben und dabei auch das ganze Spektrum der dialogischen Verhaltensweisen erfassen. Holistische Beschreibungen des verbalen Verhaltens von Gruppen und Kulturen sollten Antworten auf die Fragen bringen, was auf das Konto der Sprachanpassung, der von außen gegebenen Situation oder des eingewöhnten Sprachverhaltens geht; desto leichter wäre auch ein Ethnozentrismus in Bezug auf dialogisches Verhalten abzubauen.

6. Literatur (in Auswahl)

Primärquelle:

Becker, Jurek (1982): *Jakob der Lügner*. Roman. Frankfurt/M.

Forschungsliteratur:

Adamzik, Kirsten (1994): Beziehungsgestaltung in Dialogen. In: Gerd Fritz/Franz Hundsnurscher (Hrsg.): *Handbuch der Dialoganalyse*. Tübingen, 357–374.

Auer, Peter (1998): Learning how to play the game: An investigation of role-played job interviews in East Germany. In: *Text* 18, 7–38.

Bauman, Richard/Joel Sherzer (eds.) (1974): *Explorations in the ethnography of speaking*. Cambridge.

Betten, Anne (2000): Satzkomplexität, Satzvollständigkeit und Normbewußtsein. Zu syntaktischen Besonderheiten des Israel-Corpus. In: Anne Betten/Miryam Du-nour (Hrsg.): *Sprachbewahrung nach der Emigration – Das Deutsch der 20er Jahre in Israel*. Teil II: Analysen und Dokumente (= Phonai 45). Tübingen, 217–270.

Betten, Anne (2001): Gesprächsstile. In: Klaus Brinker u. a. (Hrsg.): *Text- und Gesprächslinguistik*. 2. Halbband. Berlin/New York, 1394–1406.

Betten, Anne (2003): Style-shifting in narrativ-diskursiven Interviews. Anmerkungen zum Einfluss der Beziehungsebene auf Textsortenwahl und Gesprächsstil. In: Irmhild Barz/Gotthard Lerchner/Marianne Schröder (Hrsg.): *Sprachstil – Zugänge und Anwendungen*. Ulla Fix zum 60. Geburtstag. Heidelberg, 9–22.

Bierbach, Christine/Gabriele Birken-Silverman (2002): Kommunikationsstil und sprachliche Symbolisierung in einer Gruppe italienischer Migrantenjugendlicher aus der Hip-Hop-Szene in Mannheim. In: Keim/Schütte (2002), 187–216.

Birken-Silverman, Gabriele (2003): „Ich bin New School und West Coast“. Identität und Sprechstil in einer Breakdance-Gruppe von Mannheimer Jugendlichen. In: Jannis Androutsopoulos (Hrsg.): *HipHop: Globale Kultur – lokale Praktiker*. Bielefeld, 273–296.

Birkner, Karin (2001): Bewerbungsgespräche mit Ost- und Westdeutschen. Eine kommunikative Gattung in Zeiten gesellschaftlichen Wandels. Tübingen.

Blom, Jan-Petter/John J. Gumperz (1972): Social meaning in linguistic structures. In: Gumperz/Hymes (1972), 407–434.

Blum-Kulka, Shoshana (1987): Indirectness and politeness in requests: Same or different? In: *Journal of Pragmatics* 11, 131–146.

Blum-Kulka, Shoshana (1997): Dinner Talk. Cultural patterns of sociability and socialization in family discourse. Mahwah, NJ/London.

Brown, Penelope/Stephen Levinson (1987): *Politeness: Some universals in language usage*. Cambridge.

Chambers, Jack K./Peter Trudgill/Natalie Schilling-Estes (eds.) (2002): *The handbook of language variation and change*. Malden, Mass./Oxford.

Clarke, John (1979): Stil. In: John Clarke u. a. (1979), 133–157.

Clarke, John u. a. (1979): *Jugendkultur als Widerstand*. Milieus, Rituale, Provokationen. Frankfurt/M.

Cook-Gumperz, Jenny/John J. Gumperz (1976): Context in children's speech. *Papers on Language and Context* 46. University of California. Berkeley.

Cook-Gumperz, Jenny/John J. Gumperz (1994): The Politics of a Conversation: Conversational Inference in Discussion. In: Allen D. Grimshaw (ed.): *What's Going On Here? Complementary Studies of Professional Talk*. Norwood, NJ, 373–482.

Deppermann, Arnulf/Axel Schmidt (2001): ‚Dissen‘: Eine interaktive Praktik zur Verhandlung von Charakter und Status in Peer-Groups männlicher Jugendlicher. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 62, 79–98.

- Dittmar, Norbert (1989): Soziolinguistischer Stilbegriff am Beispiel der Ethnographie einer Fußballmannschaft. In: *Zeitschrift für Germanistik* 10, 423–444.
- Eckert, Penelope (2001): Style and social meaning. In: Eckert/Rickford (2001), 119–126.
- Eckert, Penelope/John R. Rickford (eds.) (2001): *Style and sociolinguistic variation*. Cambridge.
- Ervin-Tripp, Susan (1972): On sociolinguistic rules: Alternation and co-occurrence. In: Gumperz/Hymes (1972), 213–250.
- Goffman, Erving (1971): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt/M.
- Günthner, Susanne (1994): „Also moment SO seh ich das NICHT“. Informelle Diskussionen im interkulturellen Kontext. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 93, 97–122.
- Günthner, Susanne/Helga Kotthoff (Hrsg.) (1991): *Von fremden Stimmen. Weibliches und männliches Sprechen im Kulturvergleich*. Frankfurt/M.
- Gumperz, John J. (1982): *Discourse strategies*. Cambridge.
- Gumperz, John J. (1992): Interviewing in intercultural situations. In: Paul Drew/John Heritage (eds.): *Talk at work*. Cambridge, 302–327.
- Gumperz, John J. (1994): Sprachliche Variabilität in interaktionsanalytischer Perspektive. In: Kallmeyer (1994), 611–638.
- Gumperz, John J./Dell Hymes (eds.) (1972): *Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication*. New York.
- Hartung, Martin (2000): Höflichkeit und das Kommunikationsverhalten Jugendlicher. In: Lüger (2000), 213–232.
- Hebdidge, Dick (1979): *Subculture. The meaning of style*. London/New York.
- Hill, Jane H. (1999): Styling locally, styling globally: What does it mean? In: *Journal of Sociolinguistics* 3/4, 542–556.
- Hinnenkamp, Volker/Margret Selting (Hrsg.) (1989): *Stil und Stilisierung. Arbeiten zur interpretativen Soziolinguistik*. Tübingen.
- Hymes, Dell (1974): Ways of speaking. In: Bauman/Sherzer (1974), 433–451.
- Hymes, Dell (1982): Soziolinguistik und Ethnographie des Sprechens. In: Hugo Steger (Hrsg.): *Soziolinguistik. Ansätze zur soziolinguistischen Theoriebildung*. Darmstadt, 142–197.
- Hymes, Dell (1977): *Foundations in Sociolinguistics. An Ethnographic Approach*. London.
- Irvine, Judith (1974): Strategies of Status Manipulation in the Wolof Greeting. In: Bauman/Sherzer (1974), 167–191.
- Irvine, Judith (1990): Registering affect: heteroglossia in the linguistic expression of emotion. In: Catherine A. Lutz/Lila Abu-Lughod (eds.): *Language and the politics of emotion*. Cambridge, 126–161.
- Irvine, Judith (2001): „Style“ as distinctiveness: the culture and ideology of linguistic differentiation. In: Eckert/Rickford (2001), 21–43.
- Janota, Johannes (Hrsg.) (1993): *Vielfalt der kulturellen Systeme und Stile. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991. Bd. 1*. Tübingen.
- Johnstone, Barbara (1990): *Stories, Community and Place: Narratives from Middle America*. Bloomington.
- Kallmeyer, Werner (Hrsg.) (1994): *Kommunikation in der Stadt. Teil 1. Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim*. Berlin/New York.
- Kallmeyer, Werner (1995a): Der kommunikative soziale Stil der „kleinen Leute“ in der Filsbach. In: Keim (1995), 506–523.
- Kallmeyer, Werner (Hrsg.) (1995b): *Kommunikation in der Stadt. Teil 2. Ethnographien von Mannheimer Stadtteilen*. Berlin/New York.
- Kallmeyer, Werner (Hrsg.) (1996): *Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozess*. Tübingen.
- Kallmeyer, Werner/Inken Keim (2003): Eigenschaften von sozialen Stilen der Kommunikation: Am Beispiel einer türkischen Migrantinnengruppe. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 65, 35–56.

- Kallmeyer, Werner/Reinhold Schmitt (1996): Forcieren oder: Die verschärfte Gangart. Zur Analyse von Kooperationsformen im Gespräch. In: Kallmeyer (1996), 19–118.
- Keenan, Elinor (1974): Norm-makers, norm-breakers: Uses of speech by men and women in a Malagassy community. In: Bauman/Sherzer (1974), 125–143 (deutsch in: Günthner/Kotthoff (1991), 75–100).
- Keim, Inken (1995): Kommunikative Stilistik einer sozialen Welt „kleiner Leute“ in der Mannheimer Innenstadt. Berlin/New York.
- Keim, Inken (2000): Der Umgang mit territorialen Ansprüchen als Merkmal sozialen Stils. In: Lüger (2000), 187–212.
- Keim, Inken (2002): Sprachvariation und sozialer Stil am Beispiel jugendlicher Migrantinnen türkischer Herkunft in Mannheim. In: Deutsche Sprache 2002/2, 97–123.
- Keim, Inken (2003): Die Verwendung medialer Stilisierungen von Kanaksprach durch Migrant*innenjugendliche. In: Kodikas/Code 26, 95–111.
- Keim, Inken (2007): Die „türkischen Powergirls“. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrant*innengruppe in Mannheim. Tübingen.
- Keim, Inken/Wilfried Schütte (Hrsg.) (2002): Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer zum 60. Geburtstag. Tübingen.
- Keim, Inken/Johannes Schwitalla (1989): Soziale Stile des Miteinander-Sprechens. Beobachtungen zu Formen der Konfliktbearbeitung in zwei Frauengruppen. In: Hinnenkamp/Selting (1989), 83–121.
- Kochman, Thomas (ed.) (1972): Rappin' and stylin' out. Communication in urban black America. Urbana/Chicago/London.
- Koerfer, Armin/Christoph Neumann (1982): Alltagsdiskurs und psychoanalytischer Diskurs. In: Dieter Flader/Wolf-Dietrich Grodzicki/Klaus Schröter (Hrsg.): Psychoanalyse als Gespräch. Frankfurt/M., 96–137.
- Kotthoff, Helga (1989): Stilunterschiede in argumentativen Gesprächen oder zum Geselligkeitswert von Dissens. In: Hinnenkamp/Selting (1989), 187–202.
- Leodolter, Ruth (1975): Das Sprachverhalten von Angeklagten vor Gericht. Kronberg/Ts.
- Lieberman, Kenneth (1985): Undertaking interaction in central Australia. An ethnomethodological study of Australian Aboriginal people. Boston et al.
- Lüger, Heinz-Helmut (Hrsg.) (2000): Höflichkeitsstile. Frankfurt/M. u. a.
- Macauley, Ronald (2002): Discourse variation. In: Chambers/Trudgill/Schilling-Estes (2002), 283–305.
- Maltz, Daniel N./Ruth A. Borker (1982): A cultural approach to male-female miscommunication. In: John J. Gumperz (ed.): Language and social identity. Cambridge, 196–216 (deutsch in: Günthner/Kotthoff (1991), 52–74).
- Marui, Ichiro/Yoshinori Nishijima/Rudolf Reinelt (1990): Interaktionsprinzipien im interkulturellen Vergleich. In: Memoirs of the Faculty of General Education. Ehime University, 23, 49–75.
- Marui, Ichiro/Johannes Schwitalla (2003): Aprire (e chiudere) una telefonata: un'analisi contrastiva tedesco-giapponese. In: Eva-Maria Thüne/Simona Leonardi (eds.): Telefonare in diverse lingue. Mailand, 210–248 (deutsch in: Kairos (Fukuoka) 42, 2004, 14–58).
- Mitchell-Kernan, Claudia (1972): Signifying and marking: Two Afro-American speech acts. In: Gumperz/Hymes (1972), 161–179.
- Moerman, Michael (1988): Talking culture. Ethnography and conversation analysis. Philadelphia.
- Morgan, Marcyliena (2002): Language, discourse and power in African American culture. Cambridge.
- Nothdurft, Werner/Johannes Schwitalla (1995): Gemeinsam musizieren. Plädoyer für ein neues Leitbild für die Betrachtung mündlicher Kommunikation. In: Der Deutschunterricht 47, 30–42.
- Reisman, Karl (1974): Contrapunctal conversations in an Antiguan village. In: Bauman/Sherzer (1974), 110–124.
- Roth, Marita (1997): Der kommunikative Stil des Sprechens in einer studentischen Gruppe. MA-Arbeit. Würzburg.

- Sandig, Barbara (1983a): Zwei Gruppen von Gesprächsstilen. Ichzentrierter versus duzentrierter Partnerbezug. In: Sandig (1983b), 149–198.
- Sandig, Barbara (Hrsg.) (1983b): Stilistik. Bd. II: Gesprächsstile (= Germanistische Linguistik 5–6). Hildesheim/Zürich/New York.
- Schiffirin, Deborah (1984): Jewish argument as sociability. In: *Language in Society* 13, 311–335.
- Schilling-Estes, Natalie (2002): Investigating stylistic variation. In: Chambers/Trudgill/Schilling-Estes (2002), 375–401.
- Schlobinski, Peter (1989): „Frau Meier hat Aids, Herr Tropfmann hat Herpes, was wollen Sie einsetzen?“ Exemplarische Analyse eines Sprechstils. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 41, 1–34.
- Schlobinski, Peter/Katja A. Schmid (1996): Alles eine Frage des Stils. Zur sprachlichen Kommunikation in Jugendcliquen und -szenen. In: *Muttersprache* 3/1996, 211–225.
- Schmidt, Claudia (1988): ‚Typisch weiblich – typisch männlich‘. Geschlechtsspezifisches Kommunikationsverhalten in studentischen Kleingruppen. Tübingen.
- Schoenthal, Gisela (1998): Geschlechtstypisches Kommunikationsverhalten: Ergebnisse, Konsequenzen, Perspektiven. In: Gisela Schoenthal (Hrsg.): *Feministische Linguistik – Linguistische Geschlechterforschung* (= Germanistische Linguistik 139/140). Hildesheim/Zürich/New York, 155–174.
- Schwitalla, Johannes (1986): Jugendliche „hetzen“ über Passanten. Drei Thesen zur ethnographischen Gesprächsanalyse. In: Wolfdietrich Hartung (Hrsg.): *Untersuchungen zur Kommunikation – Ergebnisse und Perspektiven* (= Linguistische Studien, Reihe A, Bd. 149). Berlin, 248–261.
- Schwitalla, Johannes (1994): Die Vergegenwärtigung einer Gegenwelt. Sprachliche Formen der sozialen Abgrenzung in einer Jugendlichengruppe in Vogelstang. In: Kallmeyer (1994), 467–509.
- Schwitalla, Johannes (1995): *Kommunikative Stilistik von zwei Sozialwelten in Mannheim-Vogelstang*. Berlin/New York.
- Schwitalla, Johannes/Jürgen Streeck (1989): Subversive Interaktionen. Sprachliche Verfahren der sozialen Ausgrenzung in einer Jugendlichengruppe. In: Hinnenkamp/Selting (1989), 229–251.
- Scollon, Ron/Suzanne Scollon (1981): *Narrative, literacy, and face in interethnic communication*. Norwood, NJ.
- Selting, Margret (1983): Institutionelle Kommunikation: Stilwechsel als Mittel strategischer Interaktion. In: *Linguistische Berichte* 86, 29–46.
- Selting, Margret (1989): Konstitution und Veränderung von Sprechstilen als Kontextualisierungsverfahren. In: Hinnenkamp/Selting (1989), 203–228.
- Selting, Margret (1994): Emphatic speech style – with special focus on the prosodic signaling of heightened emotive involvement in conversation. In: *Journal of Pragmatics* 22, 375–408.
- Selting, Margret (1997): Interaktionale Stilistik: Methodologische Aspekte der Analyse von Sprechstilen. In: Selting/Sandig (1997), 9–43.
- Selting, Margret/Volker Hinnenkamp (1989): Einleitung: Stil und Stilisierung in der Interpretativen Soziolinguistik. In: Hinnenkamp/Selting (1989), 1–23.
- Selting, Margret/Barbara Sandig (Hrsg.) (1997): *Sprech- und Gesprächsstile*. Berlin/New York.
- Sherzer, Joel (1983): *Kuna ways of speaking*. Austin, TX.
- Spiegel, Carmen (2003): Jugendliche diskutieren im Unterricht. Jugendsprachliche Elemente bei der Argumentationseinübung im Deutschunterricht. In: Eva Neuland (Hrsg.): *Jugendsprachen – Spiegel der Zeit*. Frankfurt/M. u. a., 431–445.
- Tannen, Deborah (1984): *Conversational style. Analyzing talk among friends*. Norwood, NJ.
- Tiittula, Liisa (1997): Stile der Konfliktbearbeitung in Fernsehdiskussionen. In: Selting/Sandig (1997), 371–399.
- Willis, Paul (1981): „Profane Culture“. *Rocker, Hippies: Subversive Stile der Jugendkultur*. Frankfurt/M.
- Wodak, Ruth (1981): Women relate, men report. In: *Journal of Pragmatics* 5, 261–285.

Johannes Schwitalla, Würzburg (Deutschland)